HOMOSEXUELLE AUF SCHULBESUCH

«Bisch nüme min Kolleg!»

Eine Schulklasse empfängt eine Bisexuelle und einen Schwulen. Sie stellt Fragen und malt sich im Rollenspiel aus, wie es einem Schüler erginge, der sich zu seiner Homosexualität bekennt.

Der Bub pflanzt sich vor den Eltern auf und sagt ohne jegliche Umschweife: «Ich bin schwul!» Der Vater wills nicht glauben, und Mama sinkt ohnmächtig vom Stuhl. Wir sind im Schulhaus Steiacher im Zürcher Vorort Brüttisellen, bei Schülerinnen und Schülern der sechsten Klasse, der letzten der Primarschule. Sie haben Besuch von der Gruppe GLL – «Gleichgeschlechtliche Liebe leben», wie die bisexuelle Besucherin Laura Pestalozzi gleich zu Beginn an die Wandtafel geschrieben hat; sie ist mit zwei schwulen Kollegen da.

Die 19 Schulkinder sind nach kurzer Vorbereitung aufgefordert worden, sich in vier Gruppen aufzuteilen und eine Szene auszudenken, dann vorzuspielen, in der sich jemand outet. «Coming-out ist wenn man schwul oder lesbisch ist», hat einer auf die Frage nach dem Begriff geantwortet und dann erfahren, dass es darum geht, sich zu einer Verschiedenheit zu bekennen – es könne auch Bisexualität sein oder etwas, das gar nichts mit Sex zu tun habe.

•

Der 24-jährige Besucher Ruben Ott aus dem Aargau – in der Ausbildung zum Primarlehrer – fragt, ob schon jemand ein Coming-out erlebt habe. Niemand aus der Klasse meldet sich. Aber als kleine Vorübung haben sich alle schon zu einer Verschiedenheit «bekannt»: Neun reden zu Hause eine andere Sprache als Schweizerdeutsch, fünf sind Einzelkinder, zwei kochen nicht gern (wobei sich viele der andern mit einem «so halb» zu den Kochbegeisterten gesellen), einer ist mit dem Velo da. Nur die Kategorie «verliebt» bleibt ohne Bekennende.

Die Hauptschwierigkeit beim «richtigen» Coming-out sei, so sagt die 25-jährige Berner Architekturstudentin Laura Pestalozzi der im Kreis sitzenden Klasse, dass man die Reaktionen nicht im Voraus kenne – sie können von «toll, dass du es mir sagst» bis zu wüsten Beschimpfungen reichen. Beim Rollenspiel, so mahnt sie, sollen die Schülerinnen und Schüler jene Reaktionen zeigen, die sie in der Realität vermuten, nicht jene, welche die Besuchergruppe vermeintlich sehen will – oder der Klassenlehrer Urs Wäckerlin oder der «Bund»-Journalist.

•

Und so wird denn nicht nur die Mama ohnmächtig, sondern in einer andern Gruppe auch der Papa; er muss mit Herzmassage wiederbelebt werden. Auch die Gleichaltrigen machen es den Geouteten nicht leicht, mit Ausnahme einer verständnisvollen Schwester. Sonst heisst es mindestens: «Oh wie peinlich», oder auch: «Du bisch nüme min Kolleg!» Worauf dieser weinend abgeht. Es sei nicht schwierig gewesen, sich die Szenen auszudenken und alle Rollen zu besetzen, erzählen einige Kinder in der Pause. GLL-Besucher haben aber auch schon erlebt, dass sich eine Gruppe weigerte, bei diesem Spiel mitzutun.

Das Kernstück des GLL-Besuchs folgt nach der Pause: Die drei erzählen, wie es ihnen persönlich ergangen ist. Ruben Ott knüpft bei den Rollenspielen an: Mit 14 Jahren habe er ein «komisches Gefühl» gehabt, als sich um ihn herum Pärchen bildeten: «Ich überlegte mir, was für Reaktionen es gäbe, wenn ich mit einem Kollegen so auftreten würde.» Er findet das zwar «spannend» – aber es bleibt beim Gedankenspiel. Erst im Lauf der Jahre merkt er, dass es ihn tatsächlich zum gleichen Geschlecht zieht. Er kann in einem Internet-Forum darüber reden – «und über ganz Alltägliches, auch als Schwuler ist man einfach ein Mensch». Mit 19 schliesslich erzählt Ruben Ott quasi beiläufig am Familientisch von seinen Internet-Bekanntschaften. Nach der Frage: «Was für ein Forum?», muss er mit sich ringen, bis er herausbringt: «Ein schwules.» Die Eltern machen sich Sorgen, er werde auf Ablehnung stossen. «Aber jetzt haben sich beide daran gewöhnt und sind ein bisschen stolz, dass ich auch an Schulen darüber rede.» Die Kinder danken für die Offenheit mit Applaus.

•

Bei Laura Pestalozzi wirds ein wenig kompliziert. Sie erklärt zuerst den Begriff «bisexuell»: Es gebe Leute, die sich eindeutig nur zum andern oder nur zum eigenen Geschlecht hingezogen fühlten; die gingen quasi an den beiden Strassenrändern. Dazwischen befänden sich jene, die beides spürten, sei es gleichzeitig oder in verschiedenen Lebensphasen. Laura selber erging es so: Das Kribbeln, das einzelne Männer bei ihr bewirkten, stellt sich auch ein, als sie mit 17 von einer Kollegin zu träumen beginnt; «aber das konnte ich ihr ja nicht sagen». Einem guten Freund indessen sagt sie es; er unterstützt ihre Wegsuche. In einer LesBi-Jugendgruppe lernt sie andere junge Frauen kennen. Es tut ihr gut, zu erfahren, dass viele in ihrer Situation sind, und sie outet sich nach einem Schulwechsel. Sie erlebt nur eine einzige negative Reaktion. In ihrem Freundeskreis und bei den Eltern, so berichtet sie, würden sie und ihre Freundin gut akzeptiert. Tango tanzt sie mit Männern – «das ist super, weil es dabei viel Körpernähe gibt, die aber von klaren Regeln bestimmt wird». Ob sie sich denn noch als bisexuell empfinde, will eine Schülerin wissen. «Ja, weil ich auch Männer interessant finde.»

•

Am Anfang, als sich die Kinder kurz vorstellten, hatten fast alle «keine Fragen»; ein Mädchen wollte erfahren, «wie das Leben der Schwulen ist». Doch nun haben sie viele Fragen. Die nehmen sie mit in die nach Geschlecht getrennten Diskussionsrunden. Normalerweise gehört zu den Besuchern auch ein Elternteil, der berichtet, wie er die Selbstfindung und das Coming-out des Sohns oder der Tochter erlebt hat. Diesmal hats wegen kurzfristiger Verhinderung nicht geklappt. Mitgekommen ist dafür, quasi zu einer Probelektion, der 34-jährige Marc, der erst vor wenigen Jahren Mutter und Freundeskreis mit einem Brief über seine Homosexualität aufklärte. «Was habe ich nur falsch gemacht?», fragte seine Mutter unter Tränen; «nichts», antwortete Marc. Von andern bekam er Glückwünsche zum Coming-out.

In der Fragerunde, die ohne Lehrer und Journalist stattfindet, ernten die Besucher «Lob, dass sie auch peinliche Fragen beantworteten». Bei den Buben sei gar ein Wetteifern aufgekommen, wer am meisten zu fragen wage, berichtet Ott; etwa: «Wie macht ihrs denn?» Schüler und Besucher sitzen alle auf dem Boden, sagen einander du. «Sie machten einen Prozess durch, man konnte gut arbeiten mit ihnen», bemerkt er. Ein Schüler habe gesagt, wäre er schwul, «würde mich mein Vater umbringen». Aber die Kinder selber hätten viel mehr Verständnis.

•

Lehrer (und Schulleiter) Wäckerlin hat schon vor der Fragerunde bemerkt, dass das Wort «schwul» seinen Schülerinnen und Schülern im Lauf der ersten zwei Lektionen immer leichter über die Lippen und die Ohren kam, ohne unterdrücktes Gekicher. Der GLL-Besuch ist der letzte von vier Unterrichtsblöcken, die in der sechsten Klasse der Sexualkunde gelten. Und dieser Unterricht ist eingebettet in ein Präventionskonzept, das im Kindergarten einsetzt und auch die Themen Gewalt und Drogen umfasst. Ob die Kinder zu Hause vom GLL-Besuch erzählen, vorher oder nachher, bleibt ihnen selber überlassen.

Gefragt, ob in der Familie schon über Homosexualität geredet worden sei, meldet sich nur ein einziger Bub: Ja, nach einer Fernsehsendung über ein Mädchen mit zwei Vätern (vgl. «Bund» vom 18. 10. 2008). Und dann hätten ihm seine Eltern gesagt, «es wäre nicht schlimm, wenn ich schwul wäre». Dass «schwul» oft als Schimpfwort verwendet wird, bestätigen einige Buben – aber nicht von ihnen selber. Und das höre nach den GLL-Besuchen jeweils auf, bemerkt der Lehrer. Er lobt seine Klasse: «Ihr habts schaurig gut gemacht.» Auch Ott bilanziert: «Das war ein lässiger Schulbesuch.» Nicht überall sei die gleiche Offenheit anzutreffen, aber auf offene Ablehnung stosse man auch nicht: Schliesslich kommen die GLL-Leute nur, wenn sie von der Schule eingeladen werden.

Daniel Goldstein

Die Bisexuelle Laura Pestalozzi und der Schwule Ruben Ott **stellen sich den Schülerfragen.** SABINA BOBST

SCHULBESUCHE IN BERN

Vorurteile werden abgebaut

Ähnlich wie GLL (siehe Haupttext) bietet in den Kantonen Bern und Freiburg ABQ Schulbesuche ab der sechsten Klasse an. Die Organisation hat in ihrem Namen das Abc mit einem Q abgewandelt, für «queer». Diese ursprünglich abschätzige englische Bezeichnung haben Homosexuelle wie das deutsche «schwul» für sich zurückerobert.

ABQ vermittelt bei rund zwanzig Schulbesuchen pro Jahr (auf Anfrage von Lehrkräften, seltener von Schülern) «Informationen und die Erfahrung, dass Schwule und Lesben ganz gewöhnliche Menschen sind». Und stellt fest: «In jedem Schulhaus gibt es Kinder und Jugendliche, die schwul oder lesbisch fühlen. Viele erkennen ihr ‚Anderssein' schon in der Pubertät, haben dann aber doch nicht den Mut, ihre Gefühle und Ängste mitzuteilen.»

Positive Wirkung erforscht

Den daraus oft resultierenden psychischen Problemen (vgl. rechte Spalte) will ABQ vorbeugen, indem es zum Coming-out Mut macht und Vorurteilen entgegenwirkt. Das Vorstandsmitglied Martin Wiedmer hat soeben in einer Lizentiatsarbeit an der Uni Bern belegt, dass sich Schüler und vor allem Schülerinnen nach den Besuchen besser vorstellen können, lesbische, schwule oder bisexuelle Menschen in ihrem sozialen Umfeld zu haben.

Von «fundamentalistisch-religiöser Seite» gebe es gelegentlich Widerstand gegen die Schulbesuche, berichtet das Vorstandsmitglied Marianne Kauer. So gelange man kaum je über Thun hinaus ins Oberland. Auch komme es vor, dass Eltern ihre Kinder vom Unterricht mit ABQ dispensieren lassen – im Durchschnitt etwa eines pro Besuch. Der Verein bietet auch Fortbildungskurse und individuelle Beratung für Lehrkräfte und Erziehende an. (dg)

[i] **BUCHTIPP** Kapitel über ABQ in: Lutz van Dijk, Barry van Driel (Hg). Sexuelle Vielfalt lernen. Schulen ohne Homophobie. Queerverlag Berlin 2008. 223 S., Fr. 27.90.
[@] **SCHULBESUCHE** gll.ch; abq.ch
FÜR ELTERN www.fels-eltern.ch
FÜR JUGENDLICHE hallowelt.ch

Schwule als Schulthema

LEHRPLÄNE «Homosexualität gehört in den Schulstoff.» Das forderten kürzlich die Homosexuellen-Verbände LOS und Pink Cross sowie der Elternverein Fels an einer Tagung im Veranstaltungsmonat EuroPride in Zürich. Dieser kulminiert am kommenden Wochenende mit einem Stadtfest und einer Parade.

Eine Pink-Cross-Studie hatte 2006 ergeben, dass nur die Hälfte der kantonalen Lehrpläne Homo- und Bisexualität erwähnte, und kein einziger als Pflichtstoff. Noch vor Kurzem antwortete der Zürcher Regierungsrat auf eine Anfrage im Parlament, er lehne das Thema zwar nicht ab, wolle es den Schulen aber auch nicht vorschreiben. Anders im Kanton Bern, wo Erziehungsdirektor Bernhard Pulver schreibt: «Homosexualität ist im Lehrplan für das 7. bis 9. Schuljahr ein obligatorischer Unterrichtsinhalt. Aus Sicht der Erziehungsdirektion können ABQ-Schulbesuche einen wichtigen Beitrag zur Thematisierung von Liebe, Beziehung und Sexualität in der Schule leisten.» (Vgl. Text links.)

Kiener-Nellen fordert Gesetze

Die Berner Nationalrätin Margrit Kiener Nellen (Fels-Mitglied) forderte an der Zürcher Tagung eine ganze Gesetzgebungskette gegen die Diskriminierung Homosexueller – von einem erweiterten Gleichstellungsgesetz über die kantonalen Bildungsgesetze und Lehrpläne bis zu den einzelnen Schulhausordnungen. Auch im gemeinsamen Deutschschweizer Lehrplan 21, der zurzeit vorbereitet wird, müsse das Thema verbindlich enthalten sein. Die Organisatoren der Tagung haben eine gemeinsame Fachgruppe Bildung, die für den Lehrplan 21 vorschlägt, über Homosexuelle nicht nur in der Sexualkunde zu reden, sondern auch über ihre Exponenten in Kultur und Geschichte sowie ihre Rechte als Minderheit.

Im Kanton Bern befragte 2001 die Studentin Mirjam Wyrsch für ihre Diplomarbeit 500 Lehrkräfte; knapp die Hälfte antworteten, und von diesen gaben zwei Drittel an, sie hätten in der Klasse bereits über Homosexualität geredet. Auf damit zusammenhängende Schimpfwörter reagierten laut der Umfrage vier Fünftel, meist mit einem Einzel- oder Klassengespräch. In einer Arbeitsgruppe der Zürcher Tagung zeigte sich, dass oft gerade homosexuelle Lehrkräfte sich scheuen, in solchen Fällen einzugreifen. (dg)

Gefahr des Suizids grösser

STUDIEN «Homosexuelle Männer, insbesondere junge, neigen zu häufigeren Suizidversuchen als heterosexuelle Männer, etwa siebenmal mehr.» Das sagte an der Zürcher SOS-Tagung (Sexuelle Orientierung in der Schule) der Lausanner Psychiater Pierre Cochand aufgrund einer Studie in der Romandie. Rund ein Fünftel der Befragten gaben an, sie hätten schon versucht, sich das Leben zu nehmen. Andere Studien kamen zu ähnlichen Resultaten, die (seltenen) über Lesben eher zu noch höheren.

In einer zusammenfassenden Übersicht für die Organisatoren schreibt der Berner Christian Leu, «nicht die sexuelle Orientierung ist der Grund für die erhöhte Suizidalität, sondern es sind Risikofaktoren» wie Diskriminierung, erhöhter Stress, mangelnde soziale und familiäre Unterstützung sowie infolge dieser Probleme psychische Schwierigkeiten oder Drogenkonsum. Entsprechend fordert der Autor, Schutzmassnahmen gegen diese Probleme aufzubauen, vor allem in Familie und Schule. (ges)

[i] **DER BERICHT** Ch. Leu. Sexuelle Orientierung und Suizidalität. www.sos-tagung.ch (downloads).